



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eckard, Friedrich W.: Die Kunstdebatte im Reichstage

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Im Jahre 1859, als der Ausbruch eines Kriegs gegen Frankreich bevorstand, Preußen sein ganzes Heer mobil machte, und der Bund auch das württembergische Kontingent mit dem siebenten und dem achten Armeekorps am Oberrhein mobilisierte, wurde Martens nochmals von seinem König zu wichtigen Diensten berufen. Er wurde zum Stellvertreter des die ausmarschierenden württembergischen Truppen befehligen den Kriegsministers bestimmt. Diesen Posten bekleidete er noch vom 20. Juni bis zum 24. August in einer Weise, daß er als Anerkennung seiner umsichtigen und verdienstvollen Tätigkeit das Großkreuz des Friedrichsordens erhielt. Von da an verlief sein Leben still und friedlich. Die Sorge für seine Kinder und Enkel war ihm besonders wichtig. Am 23. Dezember 1861 starb er in Stuttgart nach kurzer Krankheit. Sein Seelsorger, Prälat von Müller, hob an seinem Grabe vor allem seinen biedern Charakter, seinen rechtschaffnen Wandel, seinen ernsten religiösen und kirchlichen Sinn, seine Einfachheit und Bescheidenheit bei so mannigfacher Begabung, Auszeichnung und hoher Stellung, seine unwandelbare Gewissenhaftigkeit in allen Ämtern, seine väterliche Teilnahme am Wohl und Wehe seiner Untergebenen und sein brüderliches Mitgefühl für alle Not seiner Mitmenschen hervor. Seine am 1. Dezember 1821 mit Minona, Tochter des Obertribunalprokurators Müller von Stuttgart, geschlossene Ehe wurde, so glücklich sie sonst war, durch die Schwermut, an der seine Gattin jahrelang bis zu ihrem Tode krankte, sehr getrübt. Sein Gottvertrauen und sein heiterer Sinn verließen ihn jedoch nicht bis an das Ende seines Lebens.



Die Kunstdebatte im Reichstage



eberraschend wirkt es, welche Stellung der Sezession von den Rednern im Reichstag eingeräumt worden ist, und wie sie politisch in einen Gegensatz zu der sogenannten „höfischen Kunst“ gerückt wird.

Es handelt sich hier doch zunächst um die Gegensätze zwischen der ältern, besser und umfassender gesagt: deutschen Kunst und einer internationalen, die unter dem Kennwort: Sezession jetzt wirklich nur noch unnötigerweise die Gemüter der Politiker aufregt.

Die Bezeichnung „höfische Kunst“ soll hier ausgeschaltet werden, und die Verantwortung dafür dem spiritus rector, Herrn A. von Werner, überlassen bleiben. Dagegen aber muß einmal ausgesprochen werden, daß auch nicht einer der Redner im Reichstage das Wesen der Sezessionen, wie sie sich jetzt herauskristallisiert haben, erfaßt und klar gekennzeichnet hat. Die Herren glauben, es handle sich auch jetzt noch um die Bestrebungen und die Ziele, die seinerzeit, vor zehn Jahren etwa, bei uns die Sezessionsbewegung ins Leben riefen. Ideale Ziele freilich hatten die Sezessionisten damals auf ihr Banner geschrieben. Es galt, einen neuen, frischen Strom in ein stagnierend gewordenes Wasser hineinzuleiten, neue Kunstanschauungen zu Worte kommen und zur Tat werden zu

lassen, kurzum ein neues, blühendes, aufstrebendes Schaffen mit neuen Idealen — aber doch Idealen — zu fördern und zu stützen.

Das klang sehr schön und hätte auch sehr schön, zum mindesten sehr anziehend und lehrreich werden können, wenn nicht alsbald aus der „Arbeit“ ein „Kampf“ entstanden wäre, wenn man sich nicht alsbald in den Mitteln und in dem Werkzeug erstaunlich vergriffen hätte. Man begann mit Steinwürfen auf all die alten, bis dahin verehrten, mit mehr oder weniger Glück und Verständnis verehrten Götter, und schaffte zunächst eine Trümmerstätte. Das wäre nicht nötig gewesen. Es war genug Platz da für die alten und für die neuen Götter. Auch das wilde Feldgeschrei, womit das verwunderte und bestürzte Publikum angetrieben wurde, blindlings vor den neu aufgestellten Götzenbildern zu beten, war um ein beträchtliches zu laut und zu heftig, war vor allen Dingen vollständig unkünstlerisch. Nicht nebeneinander- oder gegenüberstellen war die Lösung, nicht leben und leben lassen, sondern nieder mit allem, was vorher da war. Die paar gottbegnadeten Künstler, die zu groß und zu ruhig waren, als daß man um sie herum gekonnt hätte, wurden einfach ins neue Lager mit hinübergeworfen, ohne daß sie in ihrer unberührbaren Ruhe und Unbekümmertheit eine Ahnung davon gehabt hätten, was man mit ihnen für ein politisches Spiel trieb. Sie und ihre Werke dienten den Neuen nun als Schmuckstücke und dem verblüfften Publikum gegenüber als Lockmittel.

Aus dem verheißenen Kunstfrühling war unversehens ein böser Sommer mit Angewitter und Wirbelstürmen geworden. Ein wilder Groll hatte sich der Gemüter bemächtigt, und ein ödes, unfruchtbares Parteiwesen, besser Parteiwesen, das jedes künstlerische Zusammenarbeiten der verschiedenen Richtungen unmöglich machte und vernichtete, hatte sich ausgebildet. Vor allen Dingen waren die glänzenden Versprechungen nicht eingelöst worden, die man so laut verkündet hatte. Es entstand wohl eine zum Teil technisch eigentümliche und in den künstlerischen Anschauungen neue und interessante Kunstübung, aber die Erwartungen, die auf die Schaffung einer deutschen Kunst gesetzt worden waren, blieben unerfüllt. Die Sezessionen wurden zu Pflegstätten der Modemalerei, anstatt einem gemeinsamen, großen Ziele zusteuern zu helfen. Eine Kunstmode folgte dort der andern in fliegender Hast. Keine Ruhe, kein Ausreifen der neuen Anschauung konnte eintreten. Heute wurde ein neuentdecktes Genie von der Presse und den Gesinnungsgenossen jubelnd auf den Schild gehoben, und ein Jahr danach raste dieselbe Rote Geharnischter jubelnd über seine Leiche neuen Götzenbildern zu. Heute standen Naturalismus, Impressionismus, und wie die kräftigen Schlagworte alle heißen, auf der Tagesordnung; übers Jahr lächelte man über sie als über veraltete und abgelebte Dinge, und neue, vom Auslande importierte Moden waren die allein seligmachenden. Durch das Reklamegetrommel der jüngsten und der allerjüngsten Kritik wurde für die große Sache Propaganda gemacht. Das Publikum wurde hypnotisiert, sodaß es gelegentlich eine Kartoffel für eine Ananas verspeiste und obendrein noch entzückt ihren Wohlgeschmack und ihr Aroma lobte. Es gelang auch, eine Gilde von neuen „Zukunftskunstgeschichtsschreibern“ heranzubilden, aber merkwürdigerweise entstanden darum die wirklichen großen Künstler von Himmels Gnaden in nicht

schnellern Tempo und in nicht größerem Prozentsatze als früher. Diese mit Sezessionsgespinnst und -Gerank umhängten paar Riesen nahmen sich in der neuen Umgebung zwar wunderlich aus, aber das schon nicht mehr ganz augensichre Publikum ließ sich geduldig erzählen, daß vor Beginn der Sezession diese Leute überhaupt nicht richtig erkannt, nicht richtig gewürdigt worden seien, und daß sie ihre Wertschätzung eigentlich erst der Sezession verdankten. Für sich selber sorgten die Führer der neuen Kunst nach dem alten Satz: Wer am lautesten schreit, behält zuletzt recht. Das auch schon nicht mehr ganz ohrensichre Publikum glaubte ihnen alles, weil es keinen andern Ton neben ihnen mehr hörte, weil es einfach betäubt wurde. Auf diese Weise gelang es ihnen, eine Reihe von Helden ins Leben zu rufen, die gleich auf Lebenszeit zu Göttern ausgerufen wurden, und die sich auf ihren Postamenten ganz natürlich ausnahmen, weil sie selbst an sich glaubten. Es wurde keinem von ihnen vor seiner Gottähnlichkeit im geringsten bange. Nur säten sie mit diesem Verfahren eigenhändig den Keim des Mißvergnügens in ihre Reihen. Denn zum Weihrauchstreuen und zum Singen sind die Herren Götter höchstselbst nicht zu benutzen; sie bedürfen dazu ihrer Priester. Immer nur Priester zu sein, wird aber auf die Dauer langweilig. Es gehört Talent zum einen wie zum andern. So hatte man denn den Hader nun auch in dem Lager der Sezessionisten selber. Es entstanden lauter einzelne Gruppen. Ragende Helden, gottbegnadete Führer, umgeben von auch berühmten Vorstandsmitgliedern und einigen ergebenen und mutigen Freunden, die der Sache dienten. Alle übrigen aus der großen Heerschar hatten weiter nichts mehr zu tun, als im allgemeinen das Bild des „Sezessionsmilieus“ abzugeben. Bei der Errichtung eigener Sezessionsausstellungsgebäude durften sie brav die Kosten bestreiten — auf ihre künstlerische Mithilfe aber wurde bald zugunsten von Ausländern verzichtet. Dieses Liebäugeln mit draußen, dieses Heranziehn fremder Arbeiten zur Ausschmückung des Heimischen bedeutet meiner Anschauung nach eine große Gefahr für die Entwicklung einer guten, nationalen Kunst. Es kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß die Kunst eines Landes nur dann auf die Dauer Bestand haben kann, wenn sie aus dem Heimathoden erwächst. Nationen, und wenn sie noch so befreundet miteinander wären, werden nie miteinander verschmelzen, immer bleiben sie Du und Ich. Sie können sich auch nichts gegenseitig borgen. Und wenn wir den Amerikanern den Yankee-Doodle noch so „echt“ hinlegen — sie lächeln nur über uns. Ebenso wie wir lächeln würden, wenn sie sichs da drüben einfallen lassen wollten, uns mit einem deutschen Volkslied zu kommen. Es fällt ihnen aber gar nicht ein. Auf solche Scherze kommen leider nur wir Deutschen.

Mit den Errungenschaften einer neuen Kunstanschauung, mag sie genommen sein, woher sie wolle, ist erst ein wirklicher Erfolg verbunden, wenn sie den Empfindungen des eignen Volks angepaßt worden, wenn sie — in unserm Falle — deutschem Fühlen und Denken dienstbar gemacht worden sind. Für diese Forderungen haben aber die Führer der Sezessionen nichts übrig. Sie wollen nicht deutsch sein, sie wollen auffallen. Sie wollen nicht still und stark wie alle großen Bäume des Waldes den Wolken entgegenwachsen, sie wollen sich breit machen und alles andre, was da wächst, verdrängen, erdrücken. Und

sie wollen — last not least — tüchtig Geschäfte machen. Hier stehn wir bei der großen Brot- und Magenfrage: beim Geschäft. Warum wollten denn die Sezessionen nur dann die Ausstellung in St. Louis beschicken, wenn sie gemeinsame Säle zur Verfügung hätten und womöglich eine eigne Geschäftsleitung? Glauben die Herren Redner vom Reichstage nicht auch, daß gute Kunstwerke neuer Richtung überall, so auch zwischen guten Werken der ältern Schule wirksam sein könnten? Oder wird ihren Gemälden der Stempel des Kunstwerks erst dann aufgedrückt, wenn sie in besondrer Aufmachung vorgeführt werden? Ist es denn so schlecht mit den Sezessionisten bestellt, daß sie sich jedem Vergleich in nächster Nähe entziehen müßten? Ganz gewiß nicht. Es ist einfach die häßliche und völlig überflüssige Reklamesucht, die dieses Verlangen stellt, die Sucht, unter allen Umständen aufzufallen, etwas andres zu tun als die andern. Welch ein Aufsehen, wenn die „Internationale“ in geschlossener Phalanx auf dem Plan erscheinen würde. Und wie herrlich die beteiligte Presse den politischen Parteigenossen zuliebe vorgearbeitet haben würde. Was aber hat die Politik mit der Kunst zu schaffen? Ist das noch eine Kunst, die sich solche Hilfsstruppen heranzufordern muß? Die sich als Spielball für politische Parteiplänkereien hergibt, nur um unter allen Umständen Aufsehen zu erregen, von sich reden zu machen? Ganz und gar nichts hat die Kunst mit Politik zu tun. Sie steht ganz allein für sich, über jedem Parteiwesen, und sie zerfällt, wenn einmal unterschieden werden soll, nur in zwei Dinge: in gute und in schlechte, nicht in ältere und in Sezessionskunst. In einem Alter, wo die meisten berühmten Sezessionisten schon abgewirtschaftet haben — kurzlebig, wie alles Moderne, ist auch der moderne, in Treibhausluft gewachsene Ruhm —, fing Menzel an, seine ersten Erfolge als Vorkämpfer einer neuen gefunden Kunstanschauung zu erringen. Er führt uns noch heute. Herr Spahn spricht von Liebermann. Max Liebermann hat vor zwanzig Jahren neue Kunstanschauungen nach Deutschland getragen, und man hat ihn als Künstler anerkannt. Damals war er ein Neuerer. Heute ist er ein Künstler, den man mit Zug und Recht zu den Alten, Bewährten rechnet, auch ein „alter Herr,“ wie die Sezessionisten Menzel, Knaus, Meyerheim so gern bezeichnen. Und wenn eins seiner guten, alten Bilder, zum Beispiel eins aus der Nationalgalerie, in St. Louis ausgestellt würde, so brauchte er sich dessen wahrlich nicht zu schämen, obwohl es nicht von heute früh ist. Sicher aber ist die Meinung irrig, daß man Menzel, Knaus, Lenbach usw. nicht auszustellen brauche, weil man sie ja drüben kenne. Gerade diese deutschen Künstler, die im heimischen Boden wurzeln, geben das eigentliche Bild deutscher Kunst. Besser jedenfalls als sezessionistische Nachahmungen fremder Kunstmoden.

Die Forderung der Sezessionisten, eigne Ausstellungsräume zugewiesen zu erhalten, war abgelehnt worden, da man eine Zersplitterung der Kunstinteressen befürchten mußte. Daraufhin taten sich die Führer der Sezessionen mit ihren Freunden zusammen, in der weisen Einsicht, daß es in diesem Falle mehr auf sie selber als auf die eignen Sezessionsmitglieder ankäme, und begründeten unter Mitführung Max Liebermanns, der in Berlin von Sezessionisten so gern als der „Kunstpapst“ bezeichnet wird, den Weimarer Künstlerbund. Nachdem

sie konstatiert und sich gegenseitig versichert hatten, daß sie sozusagen die Künstlerelite ausmachten, boten sie sich in dieser neuen Bundesform zur Rettung der Ausstellung in St. Louis an. Hier zeigt es sich wieder ganz klar, daß es den Führern der Sezessionen nur darauf ankommt, ihre persönlichen Sonderinteressen zu fördern, nicht aber etwa eine Lanze für die sezessionistische Kunst zu brechen. Mit allen nur erdenklichen Mitteln haben sie die Genossen von der ältern Kunststrichtung beiseite geschoben, unterdrückt, haben in der Presse durch Selbstverherrlichung und durch schöne Verurteilung der „Überwundenen“ gewirkt, und gehn nun gar, wo es ihnen von persönlichem Nutzen erscheint, gegen eine Reihe von eignen Parteigenossen mit offenem Visier vor. Der Waldboden deutscher Kunst ist gedüngt, ist übersättigt von Keimen der sich immer selbst erneuernden Gispilze, die mit ihren prachtvollen Farben die Augen blenden. Immer neue Vereinigungen, neue Moden, neue Sezessionen schießen über Nacht aus der Erde. Neu ist auch ein im „jüdischen Verlage“ zu Berlin erschienenenes Werk: „Jüdische Künstler,“ das in einer ersten Serie sechs jüdische Künstler, unter andern Liebermann, verherrlicht, und das dazu auffordert, ein bewußt jüdisches Publikum zu schaffen, das „seine“ Künstler kenne und bevorzuge. Nützig haben wir aber deutsche Kunst und deutsche Künstler. Mit spezifisch englischen und französischen Kunstnachahmungen ist der nationalen Kunst so wenig gedient, wie mit einer spezifisch jüdischen, wie sie M. Buber, der Herausgeber der „jüdischen Künstler,“ erstrebt.

Vielleicht tragen diese Auseinandersetzungen dazu bei, daß die Herren Vertreter im Reichstage nicht noch eine neue unbeabsichtigte Reklame für die Sezessionisten machen und sich lieber inzwischen die Dinge einmal genauer anschauen, ehe sie künftighin wieder für deutsche Kunst eintreten müssen.

Daß die Kunstgenossenschaft bei Vertretung deutscher Kunst im Auslande die geeignetste Einrichtung ist, ergibt sich aus ihrem langjährigen Bestehn und aus ihren Zielen: die beste Vertretung der gesamten Künstlerschaft im Auslande zu organisieren. Undeutsch und unkünstlerisch ist die Sucht der Sezessionisten, allerwege ihren Extratisch gedeckt finden zu wollen. Nur in einer gemeinsamen Vorführung aller Kunststrichtungen liegt das Heil für die Vertretung deutschen Kunstschaffens.

friedrich W. Eckard



George Sand

Von M. J. Minckwitz

(Schluß)



In den vierziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts reinigt das revolutionäre Feuer des gewaltigen Staatsbrandes die Seele George Sands von allerhand Schlacken. Allmählich bereitet sich die ruhigere, sittlich gemäßigtere Weltanschauung vor, die der vielseitigen Entwicklung der kühnen Denkerin die Krone aufsetzt. In dieser von sozialistischen Forderungen stark beeinflussten Übergangszeit hat sich die wohlhabende, wenn nicht reiche Frau gelegentlich mit einem gewissen